

MANFRED KOCH

Faulheit

Eine schwierige
Disziplin

zu Klampen  ESSAY

Reihe zu Klampen Essay
Herausgegeben von
Anne Hamilton

Manfred Koch,
Jahrgang 1955, lebt in
dem Bergdorf Sent in Graubünden. Studium der Philosophie, Geschichte
und Germanistik in Tübingen, wo er 1988 promovierte. 2001 wurde er an
der Universität Gießen habilitiert. Er lehrt an der Universität Basel,
schreibt regelmäßig für das Feuilleton der Neuen Zürcher Zeitung und
verfaßt Rundfunk-Essays. Von ihm sind u. a. erschienen: »Genies und ihre
Geheimnisse. 100 biographische Rätsel«, Bd. 1 und 2 (mit Angelika
Overath und Silvia Overath), und »Brot und
Spiele. Über die Religion
des Sports«.

MANFRED KOCH

Faulheit

Eine schwierige Disziplin

zu Klampen  Essay 2012

Inhalt

[Der uralte Traum vom Nichtstun - *Mythen der Faulheit*](#)

[Die Erfindung des fleißigen Menschen - *Geschichte der Faulheit*](#)

[Die Verweigerung der Geschäftigkeit - *Faulheit als Zivilisationskritik*](#)

[Liegekur auf dem Zauberberg - *Die trägen Helden der modernen Literatur*](#)

[Faulheit - eine schwierige Disziplin](#)

[Literaturhinweise](#)

[Impressum](#)

WAHRSCHEINLICH bin ich in meiner Anlage gar nicht faul, aber es gab für mich nichts zu tun.

Franz Kafka: Brief an den Vater

Der uralte Traum vom Nichtstun

Mythen der Faulheit

Vom Fischer und seiner Ruh

AN vielen bundesdeutschen Schulen gehörte in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts eine kleine Erzählung von Heinrich Böll zur Pflichtlektüre: *Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral*. Ihr Schauplatz ist »ein Hafen an der westlichen Küste Europas«, (Südfrankreich, Spanien oder Portugal). Dort photographiert ein Tourist ziemlich aufdringlich einen Fischer, der sich nach getaner Morgenarbeit in sein Boot gelegt hat und dösend die aufkommende Tageswärme genießt. Der Tourist verwickelt den Einheimischen in ein Gespräch und schlägt ihm vor, seine Zeit effizienter zu nutzen. Würde er zwei-, drei-, ja viermal am Tag ausfahren, könnte er sich dank des größeren Ertrags bald einen Motor für seinen ärmlichen Kahn kaufen und schließlich sogar ein kleines maritimes Unternehmen gründen:

»»Sie würden ein kleines Kühlhaus bauen, vielleicht eine Räucherei, später eine Marinadenfabrik, mit einem eigenen Hubschrauber rundfliegen, die Fischschwärme ausmachen und Ihren Kuttern per Funk Anweisungen geben. Sie könnten die Lachsrechte erwerben, ein Fischrestaurant eröffnen, den Hummer ohne Zwischenhändler direkt nach Paris exportieren – und dann –<, wieder verschlägt die Begeisterung dem Fremden die Sprache. Kopfschüttelnd, im tiefsten Herzen betrübt, seiner Urlaubsfreude fast schon verlustig, blickt er auf die friedlich hereinrollende Flut, in der die ungefangenen Fische munter springen.

›Und dann‹, sagt er, aber wieder verschlägt ihm die Erregung die Sprache. Der Fischer klopft ihm auf den Rücken, wie einem Kind, das sich verschluckt hat. ›Was dann?‹, fragt er leise.

›Dann‹, sagt der Fremde mit stiller Begeisterung, ›dann könnten Sie beruhigt hier am Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken.‹

›Aber das tue ich ja schon jetzt‹, sagt der Fischer, ›ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur Ihr Klicken hat mich dabei gestört.‹«

Ein wenig zu deutlich fügt Böll zum Abschluß noch die Moral an. Der Tourist begreift, wie unsinnig sein Glaube war, »er arbeite, um eines Tages nicht mehr arbeiten zu müssen«, und geht neidisch von dannen.

Bölls 1963 entstandener Text gehört heute zu den Klassikern der Zivilisationskritik. Betrachtet man die Grundkonstellation genauer, erkennt man unschwer die Ur-Anekdote, die dahintersteht: die Begegnung des Diogenes mit Alexander dem Großen. Hier wie dort liegt in einem südlichen Ambiente ein ärmlich gekleideter, naturverbundener Mann am Strand und sonnt sich. Ein aktivistischer Zeitgenosse tritt unaufgefordert an ihn heran und eröffnet ihm die Aussicht auf eine herrliche Zukunft (›Fordre, was du wünschst‹, sagt der mächtige Alexander zu Diogenes). Doch der Naturmensch läßt ihn abblitzen. Er ist zufrieden mit dem wenigen, was er hat, und er weiß seine Ruhe zu schätzen.

Selbstverständlich sind auch die Unterschiede nicht zu übersehen. In der antiken Geschichte ist der Störenfried ein Imperator, und die Antwort des Liegenden fällt sehr viel knapper und schärfer aus: »Geh mir aus der Sonne!« Aber ein prägnantes Grundmuster läßt sich eben in immer neuen historischen Einkleidungen wiedererzählen. So ist der Kerngehalt der Anekdote – rastloser Weltveränderer kapituliert vor glücklichem Primitiven – zwischen Diogenes (ca. 400–328 v. Chr.) und Böll auch unzählige Male

aufgegriffen und unterschiedlich ausgestaltet worden. Es ist dabei letztlich nur ein Gradunterschied, ob die Naturmenschen auf Tahiti (»gute Wilde«), im Orient oder in Südeuropa angesiedelt werden. Fast immer beweisen sie ihre Überlegenheit, indem sie untätig am Strand liegen und bekunden, nichts anderes zu wollen.

Was an Bölls Geschichte skeptisch stimmt, ist – nach dieser langen Tradition – die ungebrochene Idealisierung des rückenklopfenden Fischers. Der Leser weiß ja, daß diejenigen, die das einfache Leben führen, ihm gewöhnlich keine besondere Wertschätzung entgegenbringen. Die wirklichen Fischer und Hirten dieser Welt erblicken darin weniger das Glück der Simplizität als die Not der Entbehrung. Sie wollen teilhaben am Wohlstand der Industrieländer und machen sich keine Gedanken, ob sie damit ihre Ruhe verlieren, ja ihre Seele verkaufen. Es sind wir Touristen, die an unserer erdrückenden Arbeitsmoral leiden und unsere Sehnsucht nach einem weniger angespannten, weniger komplizierten Leben auf sie projizieren.

Die glaubwürdigere Figur in Bölls Geschichte ist der Verlierer des kleinen Dialogs, der »Fremde«. Er ist ohne Zweifel eine gespaltene Persönlichkeit. Als Geschäftsmann drängt es ihn, dem faulen Fischer die Aussicht auf eine gewinnträchtige Karriere zu eröffnen. Als Tourist würde er diesen Ort aber meiden, setzte der Fischer (und nach ihm womöglich noch andere Dorfbewohner) seine Vision tatsächlich in die Realität um. Er würde zu anderen Gestaden aufbrechen, andere Inseln suchen, auf denen immer noch arme Fischer, mit dem Nötigsten versorgt und darüber hinaus nichts begehrend, malerisch in der Sonne dösen. Und auch wenn er sich dieses Mal zurückhielte und keinen der Einheimischen mit seiner Geschäftigkeit infizierte, würde er doch Geld in Umlauf bringen, von dem bald der erste der Armen ein weiteres Boot kaufte, die Erträge steigerte, Überschüsse auswärts absetzte, um ein

drittes Boot zu kaufen usw. Und die anderen müssten bei Strafe des Untergangs das Gleiche tun oder sich irgendwann in der Firma des erfolgreichen Pioniers als Arbeitskräfte verdingen.

Vielleicht fände der Tourist auch einen Ort, wo man begriffen hat, daß der Verkauf von Ruhe auf lange Sicht weitaus rentabler ist als der Aufbau einer kleinen Fischindustrie. Da aber immer mehr »Fremde« solche Luxusartikel nachfragen – neben der Stille wären noch saubere Luft, klares Wasser und landschaftliche Schönheit zu nennen –, verwandeln sich auch an diesen Orten die Fischer irgendwann in Pensionsbesitzer, Wellnesshoteliers oder Strandkorbträger. Und unser Tourist würde dann eben dem andersgearteten Rummel entfliehen und weiterziehen auf der Suche nach neuen alten Inseln der Seligkeit.

Um die Persönlichkeitsspaltung des wahren Helden von Bölls Anekdote kommen die allermeisten Bürger der westlichen Wohlstandsgesellschaften nicht herum. Die Rückkehr zum einfachen Leben, zum ausdauernden Faulsein in der Sonne, ist ihnen versagt (soweit sie nicht radikale Aussteiger werden, die Armut riskieren). Was sie allenfalls finden können, sind Inseln der Ruhe für eine begrenzte Zeit. Je mehr sie sich aber diese Einsicht zu eigen machen, desto größer wird das Bedürfnis, sich imaginativ auszumalen, wie es wäre, gar nichts zu tun.

Das Glück der Tiere

»Betrachte die Herde, die an dir vorüberweidet: sie weiß nicht was Gestern, was Heute ist, springt umher, frißt, ruht, verdaut, springt wieder, und so vom Morgen bis zur Nacht und von Tage zu Tage, kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblickes und deshalb weder schwermüthig noch überdrüssig. Dies zu sehen geht dem Menschen hart ein, weil er seines

Menschenthums sich vor dem Thiere brüstet und doch nach seinem Glück eifersüchtig hinblickt – denn das will er allein, gleich dem Thiere weder überdrüssig noch unter Schmerzen leben, und will es doch vergebens, weil er es nicht will wie das Thier. Der Mensch fragt wohl einmal das Thier: warum redest du mir nicht von deinem Glücke und siehst mich nur an? Das Thier will auch antworten und sagen, das kommt daher daß ich immer gleich vergesse, was ich sagen wollte – da vergaß es aber auch schon diese Antwort und schwieg: so daß der Mensch sich darob verwunderte.«

Seit jeher hat der Mensch den Tieren unterstellt, sie müßten glücklich sein, weil sie gar nicht anders können, als im Augenblick zu leben. Die Szene, mit der Friedrich Nietzsche seine Abhandlung *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* eröffnet, beschwört ein unvergängliches Wunschbild herauf: sorglos zu leben wie die Tiere, ohne einen Gedanken an die Leiden der Vergangenheit und die Anforderungen der Zukunft zu verschwenden. Sorglos heißt in diesem Zusammenhang auch, versorgt zu sein, seinen Lebensunterhalt nicht mühsam erarbeiten zu müssen, sondern schlicht das natürlich Dargebotene zu verzehren. »Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch.« (Matthäus 6, 26)

Neben die Tiere, deren Bedürfnisse Gottvater bzw. Mutter Natur stillt, tritt in diesen Phantasien oft das Kleinkind. Auch das Kind ist (noch) mit keiner Geschichte belastet und weiß nichts von einer Zukunft, ja es weiß nicht einmal von sich selbst. Es lebt einfach nur, und die einzige Anstrengung, die ihm abverlangt wird, ist der Schrei nach mütterlicher Nahrung. In ähnlicher Weise belastet sich Nietzsches Tier einzig mit Springen, Fressen und Verdauen. Die Pointe im Denkbild des Philosophen liegt darin, daß das gute Naturwesen auf die menschliche Frage

nach seinem Glück antworten will, sein Gedächtnis aber für den kurzen Satz nicht ausreicht (da es eben für keinerlei Wortgebrauch geschaffen ist). Und der Leser versteht: Sprache, Arbeit, Zeit- und Selbstbewußtsein stehen in einem unauflösbaren Zusammenhang, sie bilden jenen geheimnisvollen Komplex, den man früher feierlich »Geist« nannte. Er zeichnet den Menschen aus, der Mensch kann ihn aber auch innerlich verwünschen. Dann erblickt er im Tier das Wesen, das ihm den passiven Genuß des Augenblicks vorlebt.

Fraglos handelt es sich bei Nietzsches Szenario um eine Beschönigung. Man ersetze nur die Kuh-, Schaf- oder Ziegenherde, die hier repräsentativ für das Tier steht, durch ein hungriges Wolfsrudel im Winter. Das Leben der Wildtiere ist nicht sonderlich gemütlich, da das Fressen nicht, wie die Bibelstelle behauptet, jederzeit zur Verfügung steht und über den meisten obendrein die ständige Gefahr des Gefressenwerdens schwebt. Aber es geht Nietzsche ja gar nicht um das Glück oder Unglück der Tiere (wie sich »Hunger« oder »Satttheit«, »Angst« oder »Zufriedenheit« für sie anfühlt, wissen wir sowieso nicht). Er beschreibt vielmehr eine Projektion, die aus dem Leiden der Menschen an ihrer Verfassung, an dem, was das spezifisch Menschliche ausmacht, entspringt. In der verklärten Betrachtung der ruhig lagernden, grasrupfenden Tiere träumen die Menschen ihren uralten Traum einer Rückkehr zur Natur. Das Sehnsuchtsbild des animalischen Naturwesens kann so das Sehnsuchtsbild des Naturmenschen (meist Hirten oder Fischer) an Wirkung noch übertreffen. Manche alpenländischen Ferienorte bieten als besonders heilkräftige Therapie Kurse an, in denen der Gast das meditative Hineinversetzen in das Wiederkäuen der Kühe lernt. Seit es den Massentourismus gibt, sind Kühe zu Wellness-Ikonen aufgestiegen. Den Grund dafür hat Joachim Ringelnatz wunderbar formuliert: »Sie wandeln mit viehischer Majestät/Innerhalb ihrer